Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 43

Artikel: "Wippwapp" [Fortsetzung]

Autor: Franck, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646174

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 43 - 24. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 27. Oktober 1934

Land im Herbste. Von Gottfried Keller.

Die alte Heimat seh' ich wieder,
Gehüllt in herbstlich feuchten Duft;
Er träufelt von den Bäumen nieder,
Und weithin dämmert grau die Luft.

Und grau ragt eine Flur im Grauen,
Draus geht ein Mann mit weitem Schritt
Und streut, ein Schatten nur zu schauen,
Ein graues Zeug, wohin er tritt.

Ist es der Geist verscholl'ner Ahnen,
Der kaum erstritt'nes Land besät,
Indes zu seiten seiner Bahnen
Der Speer in brauner Erde steht?

Der aus vom Kampf noch blut'gen Händen
Die Körner in die Furche wirft,
So mit dem Pflug von End' zu Enden
Ein jüngst vertriebnes Volk geschürft?

Nein, den Genossen meines Blutes
Erkenn' ich, da ich ihm genaht,
Der langsam schreitend, schweren Mutes
Die Flur bestäubt mit Aschensaat.

Die müde Scholle neu zu stärken,
Lässt er den toten Staub verweh'n,
So seh' ich ihn in seinen Werken
Gedankenvoll und einsam gehn.

Grau ist der Schuh an seinem Fusse,
Grau Hut und Kleid, wie Luft und Land,
Nun reicht er mir die Hand zum Grusse
Und färbt mit Asche mir die Hand.

Das alte Lied, wo ich auch bliebe,
Von Mühsal und Vergänglichkeit!
Ein wenig Freiheit, wenig Liebe,
Und um das Wie der arme Streit!

Wohl hör' ich grüne Halme flüstern
Und ahne froher Lenze Licht!
Wohl blinkt ein Sichelglanz im Düstern,
Doch binden wir die Garben nicht.

Wir dürfen selbst das Korn nicht messen,
Das wir gesät aus toter Hand,
Wir geh'n und werden bald vergessen,
Und unsre Asche fliegt im Land.

„Wippwapp". Roman von Hans Franck.

Copyright by Albert Langen-Georg Müller, München. 17

Gust stimmte lachend ein: Jawohl, wie der Schäfer seinen Phylax! Sonst liefen sie ihm nach allen Seiten auseinander, die Schafe. Nein, die Gedanken meine er natürlich, die Gedanken, hinter die er seinen Willen hetze.

Und Gust lachte über diesen unfreiwilligen Beweis seiner Worte noch lauter als bisher.

Da die beiden Heimkehrenden durch das Weidetor kamen, gab Rikelchen ihrem Mann den Arm. Das war seit Jahr und Tag nicht mehr geschehen. Ein Glücksschauer überrieselte sie, als Gust ihren Arm mit dem seinen an sich drückte, wie in den langversunkenen Zeiten ihrer ersten Liebe.

Arm in Arm gingen Gust und Rikelchen die Hohe Straße entlang. Wie an jenem Abend vor mehr als vierzig Jahren, da sie durch diesen Gang der Stadt ihre Ankunft gemeldet hatten. Sie wagten aus ihrem Glück heraus sogar, im gleichen Augenblick ihr verkauftes Haus anzusehen.

Gust begann während des Weitergehens Rikelchen die Mißwirtschaft zu schildern, die seit ihrem Auszug dort alles zugrunde gerichtet hatte, und geriet darüber so in Eifer, daß er nicht gewahrte, wie Rikelchen ihn an der Ackerstraße vorüberführte.

Die ganze Hohe Straße gingen sie — Arm in Arm — entlang. Bis zur knallroten Post. Dort bogen sie in die Baracken ein.

Gust wurde es vor eiferndem Erzählen nicht inne. Erst als er, umgeben von seinen eignen Möbeln, im elterlichen Hause stand, sah Gust, was geschehen war.

Rikelchen hatte, um der gewaltsamen Entfernung aus ihrer Wohnung an dem festgesetzten Termin vorzubeugen, tagsüber den Umzug in die Baracken ausführen lassen. Zum Hause seiner Kindheit, dessen Bewohner ihren Vorschlag, seine jetzige Wohnung gegen die bessere im Nebenhause, die ihnen zugewiesen war, einzutauschen, mit Freuden eingegangen und seinen Umzug am Tage vorher ausgeführt hatte. Es war keine schwere, zeitraubende Arbeit gewesen, die Uebersiedlung aus der Ackerstraße in die Baracken. Denn

die meisten Möbel hatte Rikelchen, da sie von dem Pantoffelmacherhäuschen zu viel Platz weggenommen hätten, verkaufen müssen.

So war nun wieder Raum geworden für Gusts Schustertisch.

Er stand, wie es in der Ordnung war — in der Ordnung seines Wesens und seines Zweckes — am Fenster. Sonnenstrahlen fielen, als Gust und Rikelchen eintraten, auf die Schusterkugel und brachen sich durch ihr Wasser in allen Regenbogenfarben.

„Rikelchen!" stöhnte Gust auf, als er erkannte, bei welcher Kreuzbergstation seines Lebens er angelangt war. Schreck war dieses Aufstöhnen, Verwirrung, tastendes Umsich-Greifen, Nach-einem-Halt-Suchen. Aber kein Vorwurf.

Einen Augenblick lang stand Gust schwankend im Sturm seiner Gefühle.

Dann straffte der Ueberrumpelte sich. Drückte Rikelchen dankend die Rechte. Streichelte ihr mit der Linken das noch immer blauschwarze Haar, das er einst mehr als alles an ihr geliebt hatte.

„Gust", schluchzte Rikelchen, schluchzte vor Glück.

Der Angerufene gab keine Antwort. Er streichelte.

„Wir sind beieinander, Gust!" sprach Rikelchen ihm Mut zu. „Wir bleiben beieinander. Bis zu unsrer letzten Stunde. Wir haben nichts als uns. Aber wir können uns nun wieder einer am andern festhalten. Ich an dir und du an mir."

Gust schwieg. Vollauf hatte er damit zu tun, sein Rikelchen zu streicheln.

Das war nicht mehr geschehen, seit er sie — bei der Nachricht von Jupps Ernennung zum Offizier, die für sie die Vorbotschaft seines Todes bedeutete — in der Ackerstraße auf das Sofa hatte betten müssen.

So wohnte denn also Gust — als verarmter Rentner — wieder in den Baracken.

Dahin war er zurückgekehrt, von wo er als Siebenter des Pantoffelmachers Schorsch Micheelsen vor fast zwei Menschenaltern seinen Ausgang genommen hatte. War so zurückgekehrt, wie er auszog.

Nein, noch armseliger! Denn wie kümmerlich es Vater und Mutter mit ihren zehn in dem Barackenhäuschen auch ergangen war, satt zu essen hatten sie immer gehabt. Gust und Rikelchen aber wußten bald nicht mehr, womit ihren Hunger stillen.

Auf—ab! hatte die Balkenschaukel ihres Lebens, hatte die Wippwapp gemacht. Auf—ab! Nichts sonst.

In der Tat, wie wenig war mit Gust und Rikelchen geschehen! Wie Alltägliches! In allen Städten des Landes konnte man dasselbe tausendfach antreffen: Auf—ab!

Und doch: Wieviel hatte sich ereignet! Wie Beispielloses! Wie Unausdenkbares für die Betroffenen!

Auf—ab! Es muß wohl sein, wird wohl sein, solange Menschen atmen.

Ist es Wille des Schicksals — das Auf—ab! —, was bleibt anderes, als sich innerlich zu beugen?

Dieses Auf—ab! der Unzähligen aber, die dem Vaterland den Arbeitsertrag ihres Lebens, bedrängt von ihm, opferten, war es Schicksal oder Willkür? War es Notwendigkeit oder Verbrechen?

XV.

Gust nahm das Auf und Ab seines Lebens, dies der Wippwapp Selbstverständliche, nicht als Schicksalsfügung hin.

Er kämpfte gegen die Zeit.

Immer wieder verlangte er sein dem Vaterland geliehenes Kapital zurück. Er forderte: Meine hunderttausend Mark! Er ging auf das Rathaus. Nicht etwa zu den beiden Stadträten Schweikert und Wilhelm Drebitz. Die fanden es berechtigt, daß die, welche den Krieg angezettelt hätten, ihn auch bezahlten. Sondern zu dem neugewählten Bürgermeister. Der hörte ihn anfangs geduldig an, teilte seine Entrüstung darüber, wie Deutschland seinen besten Bürgern ihren Opferwillen mit Undank lohnte, zuckte aber schließlich mit den Achseln, gab Anweisung, den verarmten, schon etwas tüderig gewordenen Rentner nicht mehr vorzulassen, sondern ihn auf den schriftlichen Weg zu verweisen.

Gust machte also Eingaben. Er ließ Protokolle aufnehmen. Er schrieb an die Behörden der Landesresidenz. Er schrieb nach Berlin. An die amtlichen Versorgungsstellen. An die Minister. An Reichstagsmitglieder. An Parteiführer. An den Reichspräsidenten.

Als jemand Gust riet, er möge doch mittags mit einem nicht zu kleinen Gefäß zur Rentnerküche gehen, die unten im Rathaus neben der Wohnung des Polizeidieners eingerichtet sei und sich das Essen, welches wirklich sehr schmackhaft sein solle, von dort holen, hob er als Antwort im ersten Augenblick die Hand zum Schlag. Dann aber ließ er den Verblüfften, der es schließlich gut mit ihm gemeint hatte, der nur nicht vermochte, sich in seine Seele hineinzudenken, wie einen Schuljungen, der etwas Dummes gesagt hat, ohne ein Wort der Erwiderung stehen.

Rikelchen aber lief der rasend gewordenen Zeit nach.

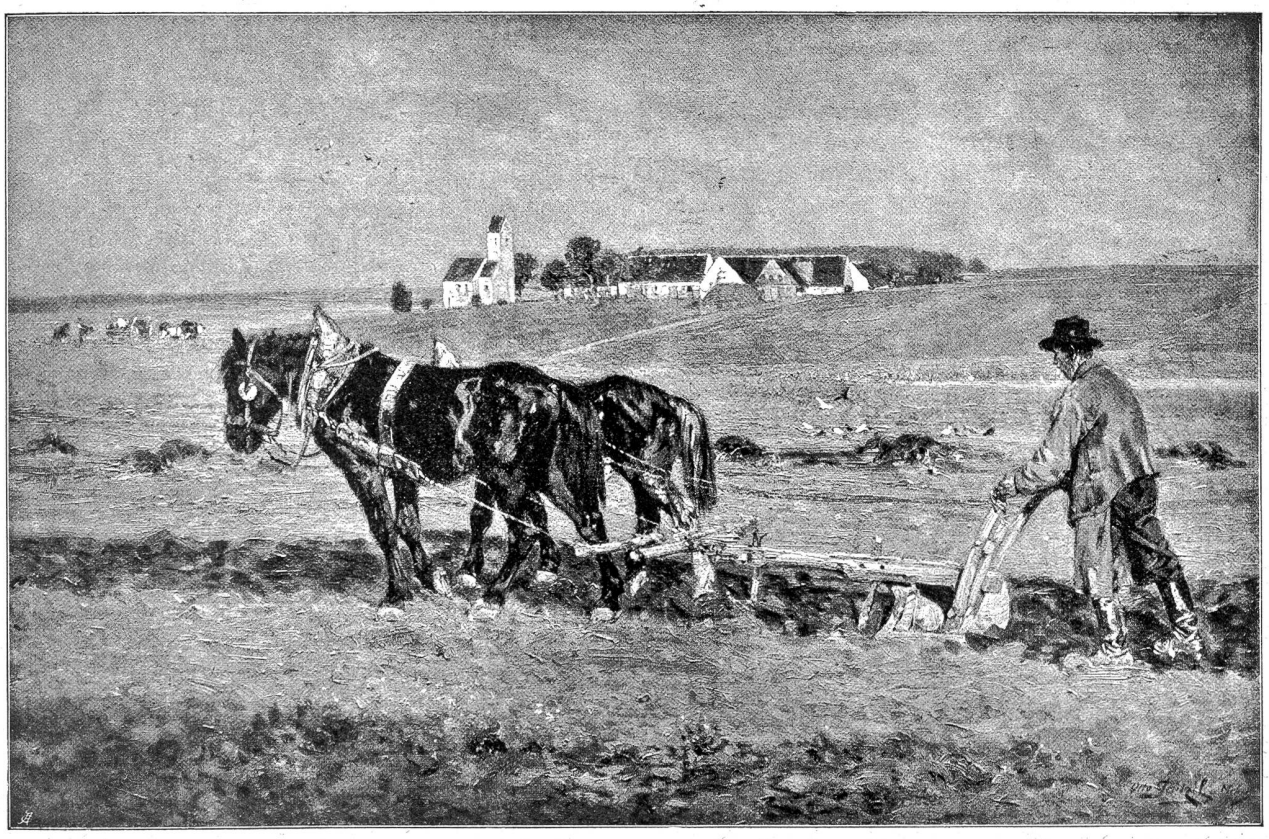
Sie suchte ihr abzulisten, abzulocken, abzuzwacken, soviel sie nur vermochte.

Aber der Tag kam, an dem sie nichts Entbehrliches mehr zu verkaufen hatte.

Da ging Rikelchen in die Häuser der Vornehmen, der Reichgewordenen auf der Hohen Straße und erbot sich zur Arbeit. Man wies sie ab. Weil man eine Hilfskraft, obwohl man sie dringend brauchte, nicht mehr bezahlen konnte. Da man ihrer Art, da sie nicht im Lande geboren war, mißtraute. Weil man sich, sobald man zurücksah, schämte, sie zu niedern Diensten anzuwerben. Eine fast Sechzigjährige? Was konnte man von der noch erwarten? Eine, die vor dem Krieg selber Mädchen kommandiert hatte? Woher sollte in ihr plötzlich die Fähigkeit sich finden, zu gehorchen? Eine, der es einmal gut ging? Weit besser als ihnen selber! Dabei kam sicher nichts Gescheites heraus.

Schließlich aber erhielt Rikelchen doch bei einer frühern Dienstmagd, die in Jahresfrist zur reichen Bäckersfrau geworden war, eine Morgenstelle.

Viele Demütigungen mußte die Lebensgefährtin des ehemals zweitreichsten Mannes der Stadt über sich ergehen lassen. Die Emporgekommene suchte und fand immer wieder Gelegenheit, der Herabgesunkenen von dem Wandel der Zeiten zu sprechen und zu betonen, daß man sich das Vorwärts und das Zurück seines Lebens selber zuzuschreiben habe. Der Lauf der Dinge sei ein anderer geworden wie vor dem Krieg. Da müsse man eben sich umstellen, müsse man umwenden.



Auf dem Felde. Nach dem Gemälde von Prof. Otto Strützel-München.

Wer gegen den Strom schwimme, verdiene es nicht besser, als daß er nicht vorwärtskomme oder gar wegsacke.

Rikelchen trat auf die Minute in der Frühe ihren Dienst an, verrichtete die ihr zugewiesenen Arbeiten schnell und gewissenhaft und nahm Schelte, Vorwürfe, Belehrungen, Demütigungen um des geliebten Mannes willen schweigend hin.

Eine Woche lang vermochte Rikelchen, Gust durch Vortäuschung notwendiger Besorgungen in der Stadt über ihr morgendliches Tun im Ungewissen zu erhalten. Dann ertappte er sie, infolge eines Zufalls, bei ihrem Schwindel.

Gust schalt: Das dulde er nicht. Sofort habe sie die hinter seinem Rücken angenommene Stelle aufzugeben. Heute noch! Keinen einzigen Morgen mehr hingehen. Er verbiete es ihr hiermit ein für allemal nachdrücklich. Seinen Worten gehorchen! Oder es gebe ein Unglück. Hunderttausend Goldmark habe er dem deutschen Staate geliehen. Der Staat sei zum allermindesten verpflichtet, ihn zu ernähren.

Wenn aber der Staat, wagte Rikelchen zu fragen, sie im Stich lasse? Wenn Deutschland in dieser Sache seine Pflicht nicht erfülle? Sich um Recht und Gerechtigkeit der verarmten Rentner nicht kümmere?

Dann werde ich wieder mit dem Schustern anfangen! erklärte Gust feierlich.

Ja, wenn er das wolle, das könne — dann sei, dann werde alles wieder gut.

Ehe er sie in ein Haus auf der Hohen Straße gehen lasse, daß sie dort Magddienste tue, wolle und könne er das. Auf der Stelle werde er es ihr beweisen.

Gust zog seinen besten Rock an und begab sich zu der Druckerei des städtischen Kreisblattes.

Er wollte dort ein Inserat aufgeben, durch das Stadt und Land bekanntgemacht wurde: Er habe sein früheres, wohlrenomiertes Schuhmachergeschäft in dem Hause seiner verstorbenen Eltern, Nummer 203 der Baracken, mit dem heutigen Tage wieder eröffnet und werde bestrebt sein, in alter Weise — —

Aufs sorgsamste hatte Gust den Text des bedeutsamen Inserats zu Hause niedergeschrieben, hatte geändert, gebessert, gestrichen, immer wieder gestrichen. Viele Stunden hatte er während der Zeit, wo Rikelchen sich auf ihrer Morgenstelle befand, darüber verbracht. Es waren auch jetzt noch reichlich viel Worte auf dem Bogen in der Brusttasche seines besten Rockes stehengeblieben. Aber das Inserat — das Rikelchen, als er es im Weggehen zeigte, herrlich nannte — brauchte ja nicht mit fingerlangen Buchstaben gedruckt zu werden. Das ging wirklich nicht mehr. Es war auch durchaus nicht nötig. Das Ganze so groß wie ein Markschein, genügte, genügte vollkommen. Seinen wohlbekannten Namen würde man durchaus nicht übersehen. Und wenn die Leute nur wußten, er schustere wieder, dann würden sie sich schon erinnern, wie gut er sie bedient hatte, und einer nach dem andern zu ihm in die Baracken kommen.

Als Gust dem Besitzer der Zeitung das aufs sorgsamste in seinem Text festgelegte Inserat gegeben hatte und fragte, wieviel es bei einmaliger Aufnahme — bei zweimaliger! hatte er sagen wollen, verbiß sich aber das Wort noch im letzten Augenblick, koste, jawohl: koste, wenn er es halb so groß wie einen Markschein mache, da nannte der eine Summe, daß Gust sich an der Stuhllehne festhalten mußte, um seinen Schrecken zu verbergen.

Dann — dann wolle er sich den Text des Inserats zu Hause doch lieber — lieber nochmal überlegen, stotterte der Verwirrte und ging.

Ein Zinkschild, das an seinem Haus angebracht werden sollte, gedachte Gust bei dem Klempnermeister zu kaufen. Darauf ließ er dann von einem Maler Namen und Beruf pinseln. Das Zinkschild war dauerhaft und wirksam. Jahrelang rief es den Vorübergehenden zu: August Micheelsen, der bekannte tüchtige Schuhmachermeister, der ganz Deutschland und halb Oesterreich durchwandert hat, hat sein Geschäft wieder eröffnet.

Aber Gust konnte das Metall für das Firmenschild an seinem Hause nicht bezahlen.

Also ein Holztäfelchen kaufen!

Doch auch für den Tischler reichte Gusts Geld nicht. Wieviel weniger demnach für den Maler!

Bekanntmachen? Nicht nötig! entschied schließlich Gust. Er habe es bereits jedem, den er auf der Straße getroffen hätte, gesagt, daß er wieder schustere. Sowas spreche sich in einem Nest wie dem ihren schnell herum.

Rikelchen schüttelte den Kopf.

So saß denn Gust — angetan mit der grünen Schusterschürze, die Hemdsärmel bis über die Ellenbogen aufgekrempelt — wieder auf seinem alten Schusterhüker vor der lichtsammelnden Schusterkugel und wartete auf Kundschaft. Wartete, noch tiefer zusammengekauert als einstmals, in seinem Hause an der Hohen Straße.

(Fortsetzung folgt.)

Rudolf von Tavel †.

Von Ernst Oser.

Dein liebes Bern, wie war es dir vertraut!
Geist, Herz und Sinn, du ließest sie umfassen
All' das, was die Vergangenheit erschaut
Vom Herrenhaus bis in die Winkelgassen.

Und deine ems'ge Feder schrieb und schrieb,
Hob das Entschwund'ne in die Welt von heute.
Kein altes Bild, das dir verborgen blieb
Des Bürgertums, des Daseins kleiner Leute.

Trutz, Leid und Lust in buntgemischter Reih',
Doch stark gefügt zu des Geschehens Kette
So schufest du getreu ihr Konterfei,
Dein Bern in dir, an deiner Wiege Stätte.

Du legtest auf den Tisch uns Buch um Buch.
Das Lesen ward uns innerstes Erleben,
Und deine Menschen kamen zu Besuch,
Als hätte Altes neu sich erst begeben.

Ist's wirklich wahr? Jetzt wo des Herbstes Pracht
Aufleuchtet in den Tag, den goldumsäumten,
Gingst von der Helle du in dunkle Nacht,
Als deinen Geist Gedanken noch durchschäumten ....

Dein Schöpfer rief dich heim zu seinem Licht,
Das dir die Weihe gab, das dich erfüllte.
Nun schaust du wohl des Herrgotts Angesicht,
Das deiner Seele sich so mild enthüllte.

Dein Bern, dein Volk, sie denken heute dein,
Sie wollen dir aus tiefstem Herzen danken.
Dein Werk wird Trost in ihrer Trauer sein
Und mit lebend'gem Grün dein Bild umranken!

Rudolf von Tavel †.

Rudolf von Tavel lebt nicht mehr unter uns. Am 18. Oktober letzthin verschied er im Eisenbahnzug auf der Heimreise vom Waadtland her an einem Herzschlag.

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel schlug die Trauerbotschaft in Bern ein. Sein Hinscheid ist ein Verlust für Tausende. Wie manches alte Mütterchen, an den Lehnstuhl gefesselt, freute sich schon auf die herzerquickende Lektüre des neuen von Tavelschen Weihnachtsbuches! Nun ist es durch den Tod des Dichters um seine Hoffnung betrogen. Und an wie manchem Familientische wird man diesen Winter sein Buch vermissen!

Gewiß, wir Berner haben unseren beredtesten und erfindungsreichsten Dichter verloren. Unvermutet rasch traf uns dieser Verlust. Noch eben sah ihn der Schreiber dieser Zeilen in lebhaftem Gespräch mit zwei Fachkollegen, wohl aus einer Sitzung in Schriftsteller-Angelegenheiten zurückkehrend, rüstig und in aufrechter Haltung den Muristalten hinaufschreiten, und er freute sich an dem Gedanken, daß der Dichter sich nun heimbegeben werde an seinen Schreibtisch, um an seinem neuen Buche, auf das so viele Getreue seiner Lesergemeinde mit Spannung warteten, weiter zu schreiben. Das mag nun nicht mehr fertig geworden sein. Die Schreibstube droben im weitausschauenden Schoßhalde Dichterhaus ist leer und verlassen. Der strahlende Herbsttag mit dem bunten Laub seiner Parkbäume und die schöne weite Bernerlandschaft mit ihren grünen Hügeln und weißen Bergen schauen fragend ins leere Zimmer hinein: Wo ist unser Freund und Meister hingegangen? Und während die Landschaft trauert, hebt die Stadt von ihren Türmen ein lautes Klagen an: Sie begraben unsern treuesten Bürger, unseren liebsten Sohn!

† Rudolf von Tavel (1866—1934).

In der Tat, er hing an seiner Vaterstadt wie an einer Mutter. Wie ein Kind an seiner Mutter alles liebt,